

Cirkusblut

Roman von
Heinrich Lee.

(13. Fortsetzung.)

Auch an die Fenster des hohen Altkamminers, in welchem Onkel Barnstorff auf seinem Lebenslager ruhte, klopften die Tropfen.

Onkel Barnstorff hatte eine schlechte Nacht gehabt. Eine schlechtere war ihm beschieden gewesen. Ganz deutlich hatte ihm, als er vor einigen Wochen in Berlin eintraf, die innere Stimme gesagt, daß es mit ihm unheilbar abwärts ging und wie es nicht in seiner Natur lag, mit andern Menschen Mittel zu haben, so wollte er auch teils mit sich selber haben. Er hatte sich vorgerommen, gefaßt dem Unheimlichen entgegen zu sehen. Die Ärzte glaubten, ihn zu täuschen, er ließ ihnen das lässliche Vergnügen. Curt zeigte ihm täglich seine Theilnahme und glaubte, ihn gleichfalls damit betören zu können. Auch das ließ er sich von ihm gefallen. Es war ganz gleichgültig, was sich die Menschen um ihn herum feinetwillen noch für Mühe gaben.

Onkel Barnstorff hatte zu Hause eine Frau. Aber sie hatten sich beide nie geliebt, es war eine Heirat aus gegenfeitigem Interesse gewesen und in den letzten Jahren hatten sie sich einander das Leben immer mehr verbittert. Deshalb war es ganz unnötig, sie an sein Sterbelager kommen zu lassen. Er starb sich hier in der Klinik unter den fremden Menschen nicht besser und nicht schlechter als daheim.

Eins nur, von seinen Erbschaften Leiden abgesehen, plagte und quälte ihn unablässig der Gedanke an den Erben des Barnstorff'schen Majorats: Der Aufruf in den Zeitungen war erfolglos geblieben. Auch in der letzten Nacht, in der ihm der Schlaf nicht hatte nahen wollen, war sein toter Bruder wieder an sein Bett getreten. Stumm und laue hatte er ihn angesehen, dann jersoh wieder seine Gewalt und nur der irre Schein des Nachtlämpchens fiel noch trübe an die Wand.

Der Arzt war eben gegangen, die Tropfen klopften an die Scheiben. Onkel Barnstorff starrte vor sich hin. Er dachte daran, ob er die Sonne noch einmal sehen würde. Es klopfte.

Der Eintretende war Curt. „Du siehst heute viel besser aus, Onkel,“ sagte er, als er an sein Bett getreten war.

Onkel Barnstorff lächelte in seiner Weise. „Meinst Du?“ erwiderte er — „sehr bich!“

„Kann ich dir mit etwas dienen?“ fragte Curt.

„Nein, ich danke dir.“ Curt hatte sich gesetzt. In seiner Miene stand deutlich ein Ausdruck, daß er heute etwas auf dem Herzen hatte, etwas Befremdes.

„Du wünschst von mir etwas,“ sagte Onkel Barnstorff, der sich auf menschliche Phisognomien gut verstand.

„Ich hätte dir etwas mitzutheilen, Onkel,“ entgegnete Curt — „aber ich fürchte, es reut dich auf.“

„Sprich!“ Curt fiel mit dem, was er seinem Onkel mitzuteilen hatte, nicht wie mit der Thür ins Haus. Er begann mit einer Vorbereituna. Er hatte sich seine Erzählung zu Hause genau zurechtgelegt. Auch entsprach sie nicht ganz dem wirklichen Sachverhalt. Sie lief nur darauf hinaus, daß er eine zufällige und selbstverständlich ganz ungeschuldierte Begegnung gehabt habe und daß dieser andere, dem er begegnet war, sich für denjenigen auszusprechen habe, nach welchem Onkel Barnstorff suchte. Für seinen Neffen, für Bruno von Barnstorff. Auch unterließ er nicht, hinzuzuführen, welches zweifelhafte Gewerbe dieser Mensch betrieb — daß er ein Kunstreiter war.

Rufia hatte Onkel Barnstorff im Anfang zugehört. Als Curt aber Bruno's Namen nannte, kam ein leuchtender, kurzer, heißer Laut über seine Lippen, sein fables Gesicht wurde weiß wie das Kissen, auf dem er ruhte, seine Glieder unter der Decke zitterten und weit geöffnet und starr richteten sich seine Augen auf Curt, als träten die Gespenster nun schon am nächsten Tage an sein Bett.

Curt selbst war über die Wirkung seiner Erzählung erschrocken. „Es reut dich doch auf, Onkel,“ sagte er.

Aber allmählich kehrte die fable Farbe wieder in Onkel Barnstorff's gefaßtes Gesicht, der unnatürliche Glanz aus seinen Augen wich, er fand seine Ruhe zurück.

„Sprich weiter,“ sagte er gelassen und mit einer Festigkeit in seiner Stimme, die nun verwunderlich klang.

„Ich habe es dir nun erzählt wollen, Onkel,“ erwiderte Curt — „ich bin der Ueberzeugung, daß der Mensch ein Betrüger ist. Ich möchte es dir selber überlassen, ob du es für notwendig hältst, nur damit man sich über ihn im Klaren ist, irgend etwas zu thun.“

„Dort auf dem Tische steht ein

Schreibzeug,“ sagte der Onkel nach einer Pause — „schreibe mir den Namen auf, mit dem er sich, wie du erzählst, nennt. Das weitere wirst du von mir erfahren.“

Curt gehorchte. „Nicht geh,“ fuhr Onkel Barnstorff fort — „und sage drüben der Schwester, ich liebe bitten, daß sie zu mir kommt.“

Curt verstand seinen Onkel nicht ganz, er begriff nicht, was er auf diese Weise beabsichtigte, aber er that, was ihm Onkel Barnstorff befohl. So verabschiedete er sich.

„Möchten Sie die Güte haben, Schwester Beate,“ sagte Onkel Barnstorff, als die Schwester in ihrer lautlosen und stets hilfsbereiten Art hereintrat — „ein paar Zeilen zu schreiben, die ich Ihnen diktieren will.“

Schwester Beate sah schon am Tisch. „Bitte, Herr Baron.“

Onkel Barnstorff dachte noch, dann diktirte er: „Geheter Herr! In Ihrem eigenen dringenden Interesse werden Sie ersucht, sobald wie möglich in der oben bemerkten ärztlichen Klinik sich einzufinden und dort auf Zimmer Nummer 3 sich anmelden zu wollen.“

Eine Unterschrift wünschte Onkel Barnstorff nicht. Dann diktirte er Schwester Beate noch die Adresse „Girtus Klapp“ und bat darum, den Brief auf der Stelle besorgen zu lassen.

Lauflos ging Schwester Beate mit dem Schreiben wieder hinaus.

Abfichtlich hatte Onkel Barnstorff vermieden, Curt mit dem Auftrag zu betrauen. Er wäre seiner nicht ganz sicher gewesen. Nun war er wieder allein. Noch immer riefelte der Regen drüben und grau und trübe sah der Tag herein. Aber dennoch war es, als glitt ein letzter Sonnenstrahl über Onkel Barnstorff's Bett. Sollte er vor seinem Ende den Verschollenen, den Sohn des Bruders, den rechtmäßigen Erben des Barnstorff'schen Majorats noch einmal sehen, dann wollte er in Frieden zur Gruft der Väter steigen, dann wollte er in Frieden dort gebettet ruhen, wie seine Vorfahren dort ruhten, auf seinem Saecae Schwert und Wappenschild, wie es in der Gruft der Barnstorffs von uralten Zeiten her die Sitte war.

Curt sah sich auf der Straße vergeblich nach einem leeren Wagen um. Er hatte eingebildet der besten empfangenen und ohne Verzug zu erledigenden Kommission noch einen weiten Weg vor sich — bis zum Girtus. Endlich kam ein pfeifender Omnibus vorbei, in dem er, eingeklinkt zwischen einer biden Dame mit einem riesigen Marttort und einem ganz gewöhnlichen Dienstmann, dessen blauer von Nässe triefender Rod eine höchst unangenehme Nachbarschaft bildete, noch einen Platz fand.

Diese Fahrt rief wieder angenehme Bilder in ihm wach.

War er erst Besitzer von Barnstorff, so würde ein solches plebeisches Vehikel in seinem Falle ihn mehr aufzunehmen haben. Es konnte nicht anders sein, es war nicht anders möglich, als daß dieser Burische ein Betrüger war. Davon würde sich auch der Onkel überzeugen. Er mußte ein Betrüger sein, sonst war es besser, daß er, Curt, sich eine Kugel durch den Kopf schieße!

„Wenn er etwa im Girtusgebäude ihm begegnen würde? Aber nein, das würde sich hoffentlich vermeiden lassen. Und wenn auch! — Auch an Charlotte dachte Curt. Nein, er hätte sich nicht mehr, sie war ihm gleichgültig geworden, gleichgültig wie alles andere bis auf den einen großen brennenden Punkt, der nun sein ganzes Denken magnetisch, monomaniach an sich zog.

Der ordinäre, schwerfällige Koffer torkelte, während der Kutscher dann und wann mit den im Gedränge agierenden ansehenden Kollegen lärmende Frische tauschte, langsam durch die Straßen weiter, bis Curt durch die angelaunenen Fenster unter dem grauen Himmelsbache die weiße Kuppel des Gebäudes endlich aufklaute: sah und, von der Annehmlichkeit der Fahrt befreit, nun aussteigen durfte.

Das Bureau der Direction, das sein Auftraggeber ihm bedeutet hatte, lag mit seinem Eingange unmittelbar hinter der Kasse und hieß an das zu dieser Stunde noch völlig leere Vestibül.

Es war ein kleiner, wie ein Comtor ausgestatteter Raum. An der Wand hing von einem sehr großen, mit einem breiten Atlasstreife geschmückten Vorbeertisch umwunden, das eingerahmte Bild des Directors. Nur Doctor Schramm, der Geschäftsführer, er war früher Redacteur an einer großen Zeitung gewesen, was darin anwesend — es war heute Gage tag und deshalb hatte er viel zu thun — und eben war auch Senator Narvoez eingetreten. Er kam sich gleichfalls seine Gage zu holen. Aus seinem Ruche sah Doctor Schramm, daß Senator Narvoez den größten Theil seiner Gage bereits als Vorwurf von ihm ausgezahlt bekom-

men hatte, so daß diesmal nur ein kleiner Rest noch für ihn übrig blieb.

„Können Sie mit dem Vorwurf nicht lieber beim nächsten Male abziehen?“ fragte Senator Narvoez mürrisch mit einem abfälligen Blick auf die geringfügigen Zwanzigmarkstücke, die Doctor Schramm vor ihm auf den Tisch gelegt hatte.

„Nein,“ erwiderte Doctor Schramm in dem bestimmtem und unermüdeten Tone, den er in solchen Klagenangelegenheiten den Mitgliedern gegenüber anschlug — „außerdem,“ sagte er weiter, „haben Sie sich noch nicht erklärt, ob Sie bleiben wollen, das heißt, wie Sie wissen, mit dem neuen Contract.“

Senator Narvoez murmelte etwas vor sich hin, etwas spanisches, das wie eine dumpe Verwünschung klang, und legte dabei das für ihn hingelagte Geld mit Verachtung in die Westentasche.

„Ja also — oder nein?“ fragte Doctor Schramm.

Es klopfte. Curt trat herein.

Die Unterhaltung zwischen Doctor Schramm und Senator Narvoez war unterbrochen worden. Aber der Sprecher entfernte sich darum noch nicht. Er blieb am Tische stehen.

„Sie wünschen?“ fragte Doctor Schramm.

In wohlgeordneten Worten erzählte Curt, welcher Zweck ihn herführte; er wünschte nur sich zu erkundigen, ob er hier im Bureau etwas Näheres dazu erfahren könnte.

„Lassen Sie mir Ihre Adresse hier,“ erwiderte Doctor Schramm ganz einfach — „ich will mal nachfragen, eventuell schicke ich Ihnen Bescheid.“

Auch Senator Narvoez hatte zugehört.

„Nicht waudte er sich selber an den Fremden.“

„Vielleicht paß ich Ihnen dazu?“ sagte er.

Curt sah Senator Narvoez mit Ueberraschung an.

„Kommen Sie,“ sagte Senator Narvoez.

Er öffnete, ohne sich um Doctor Schramm weiter zu kümmern, die Thür. Curt konnte sich nur noch verabschieden, Doctor Schramm sagte gleichgültig „Adieu“, dann hand er mit Senator Narvoez drüben im Vestibül.

In demselben Augenblick ging ein, ohne sich nach jemand umzusehen, ein junger Mann durch den Raum, er ging auf den Stallgang zu und verschwand dort. Es war Bruno gewesen. Freig hatte ihm keine Morgen geseht, daß der Braune einen kranken Fuß bekommen hätte. Er hatte keine Arbeit in der Klinik deshalb abgelehrt und wollte, obwohl er die Thierärzte, der an jedem Morgen in den Girtus kam, bereits verstand, daß der Schaden von dem Schaden überzeugend.

Curt war bei seinem Anblick zusammengefahren.

Aber er sah gleichgültig, wie das Erscheinen seines Feindes auch auf Senator Narvoez eine auffällige Wirkung ausübte. Mit einem unerkennbaren Ausdruck des Argwohn's blickte dieser den Verschwindenden nach, und dabei murmelte er etwas, das jedenfalls wie eine Verwünschung klang, vor sich hin.

Curt empfand, daß dieser Fremde, der sich ihm so rasch, als über Strich, angeboten hatte, trotz seines ihm nicht angenehmen Gesichtes, ein sofortiges Interesse für ihn gewann.

„Können Sie den Herrn?“ fragte er. Senator Narvoez lacht höflich.

„Sein Name klang: Ich kenne ihn und ich habe ihn, wie du selbst! Gattest du einmal Lust, ihn zu verzerren — ich stehe dir bei.“

„Wenn es Ihnen Recht ist,“ sagte Curt — „dann wollen wir ein Glas Wein zusammen trinken gehen.“

Senator Narvoez war mit diesem Vorschlag vollständig einverstanden. Es war für ihn keine Seltenheit, daß ihm so eine Einladung abgelehnt wurde und daß sie von ihm angenommen wurde.

Eine Viertelstunde später sah Curt mit Senator Narvoez in einer Weinstube zusammen. Er hatte sich dazu ein Lokal ausgesucht, das ihm nur vom Vorübergehen bekannt war, eines von der gewissen Sorte, das seinem geschmackvollen Blick von außen verriet, daß es am Tage leer stand und daß er's Nachts in einer Hinterstube, wenn dort die Thür geschlossen war, das Leben erwaute, und unbehelligt von der Polizei, ein vertrauter Spielkreis sich bilden vermagte. Curt war hier von niemandem getannt, sie waren beide die einzigen Gäste und der Wirth kümmerte sich nicht um sie.

Seine ursprüngliche Kommission, die Curt mit Senator Narvoez noch einmal hier besprechen wollte, war schnell erledigt. Jedenfalls hatte Senator Narvoez noch vierzehn Tage seinen alten Contract innezuhalten, hatte er also Zeit und Ruhe genug, sich schriftlich mit Curt's Auftraggeber in Verbindung zu setzen und sich schlüssig zu machen.

Curt merkte, daß Senator Narvoez mit seiner jetzigen Beschäftigung nicht zufrieden war und daß die Strukturalität, wie sie nach dem Stand der Dinge heute für ihn lag, überhaupt nicht sein Geschmack war. Curt bestellte die zweite Flasche und Senator Narvoez ließ seinem Unwillen immer freieren Lauf. Es schien ganz selbstverständlich, daß sich ein fremder junger Mann für sein Geschäft interessirte. Er hätte sonst nicht nach der zweiten jetzt auch noch die dritte Flasche bestellt. Was Senator Narvoez' Lebenswunsch betraf, so bestand er darin, den ganzen Bettel überhaupt einmal an den Nagel hängen zu dürfen und das Geld dazu zu haben, ein Cafe aufzumachen, ein wie die Hammonia in Hamburg, ein

Attitendence. Das würde für ihn eine angenehme, erträgliche und würdige Erlaubnis sein, aber das Geld fehlte ihm. Daran lag's. Deragede sollte es ihm niemand und Senator Narvoez schimpfte, indem er aus eigener Machtvollkommenheit nun den Weinstub in dem Vorderraum zuschrieb, daß er die Vierte bringen sollte, auf Welt und Zeit und Gott.

„Der Wirth ist wohl nicht Ihr Freund?“ fragte Curt endlich. Er hatte nur sehr wenig getrunken.

Senator Narvoez schau mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirren und daß Curt ein Moment aufstaud, um in dem Vorderraum die Thür zuzumachen.

„Ein Schuft ist er — ein Hund!“ schrie Senator Narvoez. Sein dunkles Gesicht war noch dunkler geworden. Seine Augen funkelten, wie die eines wuthentbrannten Stiers, dem auf der heimischen Wiese der Deros der Specta mit dem Weiser in den Weg tritt.

„Warum?“ fragte Curt.

Senator Narvoez hatte jetzt keine Geheimnisse mehr. Was Curt von ihm zu hören bekam, verstand er allerdings nicht ganz, nur soviel begriff er, daß Senator Narvoez in der That ein glühenden Haß auf Mr. Weeeler hatte und daß sie in diesem Punkt mit einander einig waren. Er begriff auch, daß Senator Narvoez ein Mann war, der, wenn man ihn vor der rechten Seite nahm, das heißt, wenn man ihm eine zur Erreichung seines Lebenswunsches mit dem nöthigen Geld an der Arme griff, zu allem möglichem bereit war — besonders aber, wenn dies seinem intimsien Feinde galt. Was das war, das „alles Mögliche,“ woran Curt dachte, darüber ließ er sich in ihm noch keine bestimmten Vorstellungen machen, aber es war etwas Schreckliches. Möglich war es vor ihm aus dem Boden aufzusteigen, mit aetherhaftem blutigem Geruch. Es war das Atmungs seines Feindes. Er war von seinem Feinde gestützt, er hatte den Hals gebrochen, aus der Mauer wurde ein Loter getragen. Nicht von selber war er gestürzt, eine fremde Faust hatte ihn heruntergehoben, es war die Faust eines Mannes, der ihm trunken gegenüber saß und niemand machte Curt von Barnstorff nur mehr seinen Anspruch auf das Erbe streitig.

Am Vordertraume durch die geschlossene Thür durch erklang erhell von einem Eintretenden die Klingel.

Curt wurde aufmerksam, als hätte jemand hinter ihm gestanden und ihn belauscht.

Er hatte nichts gedacht — nichts!!! Er war selbst betrunken und die bösen Geister des Weins umschwebten ihn, verzogen sich vor ihm zu Schredgestalten, flüsteren ihm ins Ohr, sie waren von dem Tische nicht mehr zu bannen.

Curt sprach auf. Sein Gutmüthe war trotz des Weins, den er getrunken hatte, wie ausgeblüht.

Senator Narvoez schielte. Den Kopf in die Hand gestützt, lag er mit dem Oberkörper über den Tisch. Sein weißes brutales Gesicht sah, während er jetzt zu schwärzen begann, hart und empfindungslos aus wie das eines Thieres. Hinter waren seine Augenbrauen, die schwarz und buschig über der Nase mit einander zusammenhängten, herabgezogen und an seinem schmalen langen braunen Halse trat jetzt eine rothglühende Mark: hervor, die sich hinunter bis ans Schlüsselbein zog, das er bei einem Sturze gleich so manchem andern seiner Kollegen, einmal gebrochen hatte.

Roth und frostig blickten die Wände gerad und in dem grauen trüben Licht der Regentage sah das Zimmer noch um so unwirtlicher aus.

Curt wollte Senator Narvoez nicht wideren. Er hätte sich in diesen Jahren nicht auf der Straße mit ihm zeigen können. Er bezahlte seine Flasche, legte einen Thaler nach zu und legte dem schweigsamen Wirth, für den das alles nichts Ungewöhnliches zu sein schien, er solle den Schläfer solange bei sich dulden, bis er erwachen würde. Dann trat er wieder auf die Straße.

Kalt schlug ihm der Regen ins Gesicht, das Geräusch und Gwölle der Straße umbrandete ihn wieder, der Sturz vor hinter ihm geblieben. Es kam noch immer darauf an, was Onkel Barnstorff herauskommen würde, ob Mr. Weeeler ein Betrüger war oder nicht. Er mußte einen sein und dann brauchte er mit diesem ehrenwerthen Senator Narvoez sein Versehen mehr zu feiern.

„Es ist ein Brief für Sie da, Herr Weeeler,“ sagte der Portier zu Bruno, als er den Girtus wieder verließ. Der Schaden, der den Brauner betroffen hatte, war nicht gefährlich. Es handelte sich um ein kleines Hufgeschwür, was der Arzt schon zu dem Agenten besorgen zu können ankunt. Die für die Mitglieder im Girtus anlangenden Briefe wurden im Restaurant am Aufstiege aufbewahrt, wo sie in einem gläsernen Kasten hielten.

Bruno mußte nicht, was er ten den Zeiten, als er sie gelesen hatte, halten sollte. Vielleicht waren sie ein dummes Scherz. Dennoch beschloß er, da es sich schließlich um nichts schlimmeres als um einen vergessenen Gang zu handeln konnte, ihnen Folge zu leisten. Entschlossen legte die Sach: ihm nicht wichtig genug, als daß er sich erst den Kopf darüber zerbrach.

Eine Viertelstunde später trat er das ihm in dem Brief bezeichnete Haus und zog oben im ersten Stock, wo ihn ein Schild zuwies, die Klingel. Ein Mädchen öffnete ihm, er nannte die Zimmernummer, zu der er wünschte, Schwester Beate erschien und rief sie ihm im Zimmer des Kranken erst, sich erkundigen gina, ob der Anköm-

ling hereintreten solle, lehrte sie gleich darauf mit der Antwort zurück, daß Bruno willkommen sei. Sie öffnete in dem dunklen Entree vor ihm eine Thür und Bruno trat ein.

Das Bett des Kranken, auf welches sich Bruno's Blick unwillkürlich richtete, lag auf der dem Fenster gegenüberliegenden Wand. Der graue Tag breitete seine Schatten darüber aus. Onkel Barnstorff hatte sich den Schwester Beate die Kissen in die Höhe rücken lassen und mit daran aufgerichteten Kopf und Oberkörper sah er dem Eintretenden entgegen. Sein Auge hatte nichts von der alten Schärfe eingebüßt und trotz der mangelnden Helligkeit erkannte er Bruno's Erscheinung jetzt ganz deutlich.

Bruno war, den Curt in der Hand, an der Thür stehen geblieben. Das Zimmer, das Bett, der Kranke darin wurden jetzt vor ihm deutlicher. Er sah in den Kissen einen alten leidenden Mann, den er nicht konnte, dessen Augen sich aber in die seinen bohrten, der jedoch kein Wort zu ihm sprach, der ihn nur immer ansah, als wäre ihm das genug, als wünschte er, nun er ihn sah, nichts mehr von ihm, als hätte er ihn nur deshalb zu sich rufen lassen.

„Was sah denn Onkel Barnstorff?“ seinen toten Bruder sah er an der Schwelle stehen. Nur war es kein Gespenst mehr. Er hielt einen Hut in der Hand, hörte sich nach ihm die Thür geöffnet, es war ein Lebendiger. So hatte er ausgesehen, jung, kraftvoll, und schön, als er damals zum letztenmal vor ihm gestanden hatte, vor bald dreißig Jahren, damals als Onkel Barnstorff sich das Bett gegeben hatte, ihn nie im Leben wiedersehen zu wollen, weil es ja die Ehre seines Hauses von ihm forderte. Oder hatte er sein Wort gehalten? Liebe er gar nicht mehr? War er schon tot? War die Schwelle, an welcher der Bruder stand, nicht die Schwelle einer Thür, sondern die der Ewigkeit, an welcher der Bruder ihn als der Erste empfing? Nein! Noch lebte er. Die Schmerzen seines Körpers fragten es und der dort stand, war nicht sein Bruder, sondern seines Bruders Sohn.

„Kannst du mich?“ fragte er.

Die matte Stimme, die Bruno jetzt vernahm, klang ihm, als hätte er sie schon einmal gehört. Aber er mußte nicht so. Noch weniger wußte er sie mit der Vertraulichkeit ihrer Anrede zusammenzubringen.

„Tritt her!“ sagte der Kranke.

Unwillkürlich mochte Bruno einige Schritte nach dem Bett.

„Komm ganz dicht heran!“ Bruno stand jetzt vor dem Bett.

„Kannst du mich noch immer nicht?“

Nein. Bruno hatte dieses Gesicht nicht mehr erkannt. Aber die Stimme wurde für ihn immer deutlicher, nur hätte sie früher wohl einen kräftigeren härteren Klang gehabt. Fast unverändert aber waren die kühleren Augen geblieben, in die er nun aus solcher Nähe hineinsah.

„Onkel,“ erwiderte er leise.

„Er erschrak nicht.“

„Du bist Bruno, meines Bruders Wolfgang Sohn?“

„Ja.“

Nein. Erstaunen, keine Frage, was dieser Kranke Mann, der einst sein Vetter gewesen war, nun von ihm begehrt, trat ihm auf die Lippen. Hatte er noch einen Stroll gegen ihn gehabt, sonst nicht? Vergegenwärtigen und Gleichgültigkeit an seine Stelle gesetzt getreten waren; nun bei diesem Anblick schwand davon auch die letzte Spur. Ein Meer lag zwischen heute und dem Vergangenen. Wie von einem hohen Berge sah er auf das Geschehene herab, als berührte es ihn nicht mehr den Fuß. Nur sein Willebe machte der alte kranke Mann in ihm noch rege. Er mußte an die Mahnung seines Vaters denken, vereint an seiner Familie nicht Gleiches mit Gleichem zu verketten und ohne sich Gemüth anzuhauen, konnte er sie nun befehlen.

„Ich liege hier, weil ich bald sterben werde. Ich habe dir und deinem Vater wehe gethan. Du darfst nun zufrieden sein. Ich habe viele Schmerzen zu leiden. Du und dein Vater, Ihr seid beide nun an mir eracht.“

Das alte höfliche Lächeln trat wieder auf des Kranken Gesicht.

„Ich will hoffen, Onkel,“ sagte Bruno ruhig — „daß dein Gesundheitszustand, wenn ich auch sehe, daß du krank bist und das herlich bedauere, doch besser ist, als du glaubst. Ich lasse dich nicht, wie du zu denken schienst. Ich wünsche dir nur aufrichtig, Onkel, denn ich habe keinen Grund dich zu belügen, daß du wieder und recht bald gesund wirst.“

Stolz, einfach und wahr klang das, was Bruno sprach. Stolz, einfach und wahr, so stand er vor Onkel Barnstorff's Lebenslager da.

Ein Wetterleuchten zählte über Onkel Barnstorff's Gesicht, als er zu ihm aufschau. Hatte er sich seines Bruders Sohn nach dem, was zwischen ihnen geschehen war, anders gedacht?

„Seh' dich zu mir,“ sagte er — „ich habe dich zu mir rufen lassen, um mit dir zu reden. Wenn du siehst, so streng mich das Neben an.“

Auf demselben Stuhl, auf welchem heute Morgen Curt gesessen hatte, nahm auch Bruno jetzt Platz. Auch jetzt noch regte sich keine Neugierde in ihm. So wenig dachte er an jene Stelle in dem Briefe, in dem von seinem Interesse die Rede gewesen war. Er gehörte, wie es die Rücksicht auf einen alten kranken Verwandten ihm gebot.

„Curt hat mir gesagt, daß du ein Kunstreiter geworden bist, wie deine Mutter,“ begann Onkel Barnstorff —

„erzähle mir jetzt erst dein Leben, von damals ab, als du davon liefest.“

Bruno erzählte.

Er hätte damit beginnen können, wie seine Verwandten selber es gemein waren, in die Fremde geflohen, wie er von seinem Lehmeister angepöbel worden war, wie er noch heute ohne Heimath war. Er hätte auch erzählen können, wie es sein Wunder wohl gewesen wäre, wenn er so untergegangen, ja ein Verbrecher geworden wäre und wie er dann erst Schimpf und Schande an den Namen seiner Verwandten gebracht, auf denen die Verantwortung dann allein gelegen hätte. Stolz und selbstbewußt hätte er auch hinzusetzen können, daß er aus seiner eigenen Kraft sich durchgerungen, daß er nun etwas geworden war, in seiner Kunst einer der ersten, mochte sie dem Onkel auch als eine recht kraumbürige erscheinen, daß er den Namen der Barnstorff's gar nicht brauchte, daß er sich einen eigenen gemacht — in seiner Welt, die eine Welt der modernen Arbeit war, einen Namen von gutem und hellem Klang. Das alles aber sagte Bruno nicht. Schlicht und kurz erzählte er sein äußeres Schicksal bis zu dem Augenblick, der ihn an diese Stelle geführt. Nur von Curt und dem gestrigen Zwischenfall mit ihm schwieg er.

Stumm hatte Onkel Barnstorff zugehört. Empfind er, was Bruno erzählte? Er hatte fast den Anschein. Denn eine lange, stille Pause entfiel in dem Zimmer, nachdem Bruno beendet hatte. Onkel Barnstorff starrte auf die weiß gedeckten Vorhänge und auch, als er wieder zu reden anfing, vertrieb er es, nur mit einem Wort auf das, was Bruno nun erzählte, zurückzukommen.

„Du hast vergessen,“ begann er von neuem — „von deinem Vetter Curt zu sprechen. Durch ihn erst habe ich von dir erfahren. Ich sei auch in den Weg geraten. Erzähl' jetzt und du sollst die volle Wahrheit sagen, was zwischen euch beiden vorgefallen ist.“

Bruno zögerte erst. Es war nicht seine Art und Weise, einen Abwesenden anzulügen. Auch war für ihn die Veranlassung des Vorfalls noch selbst nicht aufgeklärt. Aber die Wahrheit wurde jetzt von ihm gefordert. Scheute er sich vor ihr? Und er erzählte, wie es zugegangen war.

Onkel Barnstorff nickte mit dem Kopfe. Wieder trat sein gewohntes bitteres Lächeln auf seine blassen Lippen, das jetzt zu sagen schien, daß man die Menschen nicht niedrig und unangenehmig genug taxiren konnte. Aber sein Lächeln galt nicht Bruno, sondern seinem andern Neffen und Onkel Barnstorff dachte daran, wer nun als der wahre Barbier und Gentleman bei diesem Vorfall sich erwiesen hatte — der, der den Namen Barnstorff trug, oder der andere.

„Nun höre,“ sagte er dann, — „weil ich dich habe rufen lassen.“

Was Onkel Barnstorff Bruno jetzt eröffnete, war, daß er wirklich und ernstlich dem Sterben nahe war, daß er keine Kinder hinterlasse und daß aus diesem Grunde nach seinem Tode Bruno das Majorat zufallen würde. Er, Onkel Barnstorff wünschte deshalb, solange er noch das Leben habe, Schritte zu thun, wie er solche durch seinen Rechtsanwalt und durch den Aufruf in den Zeitungen auch bereits gethan habe, um Bruno als den ältesten unmittelbaren und deshalb rechtmäßigen Erben seine Ansprüche zu sichern. Das sei deshalb nöthig, weil Bruno nicht im Besitz seiner Papiere sei, die damals, als er davonlaufen war, bei ihm, nämlich Onkel Barnstorff zurück geblieben seien.

„Nun weiß ich,“ so schloß er seine Rede und er mußte seine ganze letzte Kraft zusammen nehmen, so müde war er schon geworden — „daß du der Sohn meines Bruders bist. Ich werde noch heute den Rechtsanwalt bestellen, er ist gleichzeitiger Notar, ich werde dich rekognosciren und deine Papiere wirst du von mir erhalten.“

Ein schöner, alter Herrenstich breitete sich vor Bruno's Augen aus, mit fruchtbarem Ackerland, mit stillem grünem Wald, mit duftenden Wiesen und mitten in der ganzen Herrlichkeit, von einem prächtigen und wohlgepflegten Park umgeben, lag ein stolzes, vornehm Schloß. Nie hatte er den Stammbaum seiner Väter, wo auch sein Vater jung gewesen war, gesehen, aber manchmal in einfachen Stunden oder wenn ihn der Eisenbahnzug an einer solchen schönen Länderei vorbeiführte, hatte er wohl davon geträumt, wie von einer Heimath. Kein Begehren regte sich in ihm. Nur den Fuß einmal auf ihre Erde legen, die Erde, das fühlte er, dann lieben lernen würde. Es war ein Traum. Nie dachte er, daß er einmal in seinem Leben in Erfüllung geben würde. Und doch der Traum war süß, war schön.

Nicht nur erfüllen sollte er sich jetzt vor ihm. Der Bogen, der ihm schon im Traume theuer war — sein eigen sollte er nun werden. Derr sollte er nun auf ihm sein, ein Barnstorff, so hoch und stol, wie es sein Vater nicht gewesen war, Herr aller dieser Herrlichkeit, einer geliebten Heimath.

„Gast du mir nichts darauf zu sagen,“ fragte Onkel Barnstorff, als Bruno schwieg.

„Doch, Onkel,“ antwortete Bruno — „ich danke dir für deine gute Absicht. Aber ich verzichte auf mein Erbe. Was es auf einen anderen übergehen — wenn es nicht anders ist, auf meinen Vetter.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Nachkomme Karls des Großen, welcher König von Cuba werden möchte, giebt sich nicht mit Kleinigkeiten ab.